



So wie immer

Verdammt, wo kommt der Nebel plötzlich her, fragte ich mich. Obwohl ich mich eigentlich nicht darüber wundern sollte. Nebel gab es momentan täglich.

Während ich am ersten Morgen noch fasziniert aus dem Fenster gestarrt hatte, hatte ich den Nebel am zweiten Morgen schon gar nicht mehr beachtet. Dennoch hatte mich der Anblick der grau verhüllten Straße fasziniert. Das konnte auch daran liegen, dass ich sie erst ein paar Mal langgelaufen war.

Ich spürte, wie mir ein kühler, herbstlicher Geruch entgegenschlug. Er roch kalt und frisch, nach feuchtem Laub und ein bisschen nach Lagerfeuer. Dieser Geruch bedeutete für mich Herbstanfang. Ich mochte Gerüche, die den Beginn einer neuen Jahreszeit anzeigten. Sie waren wahnsinnig inspirierend. Auch jetzt hatte ich Lust, gleich ein Gedicht über den Herbstanfang zu schreiben.

Es war ungewohnt kalt. Der Herbst hatte erst seit ein paar Tagen begonnen. Genauso ungewohnt war die Ruhe. Normalerweise wimmelte es auf dieser großen Straße von Leuten und Autos, weil sie direkt zur Innenstadt führte. Aber um diese frühe Stunde schliefen die meisten Leute wohl noch. Ich warf ich einen Blick auf meine beschlagene Uhr, wischte über das Glas und erkannte, dass ich spät dran war.

Gerade dachte ich, dass die in Nebel gehüllte Straße etwas Mystisches hatte, als mein Handy klingelte. Ich erkannte den Namen auf dem Display. Der Nebel hatte sich um mich geschlossen.

„Hallo?“ fragte ich neugierig und lief weiter durch das scheinbar endlose Grau, schenkte ihm aber keine Beachtung mehr. Meine Schritte wurden immer langsamer, bis ich irgendwann stehen blieb.

„Zwei Wochen“, sagte ich und schluckte. „Nur zwei Wochen.“

Verdammt, dass durfte doch nicht wahr sein! „Das könnt ihr nicht machen!“, flehte ich ins Telefon. Gleich darauf bemerkte ich selbst, wie hilflos und schwach ich klang. Das gefiel mir nicht.

„Das werdet ihr bereuen!“, zischte ich, um ihm wenigstens ein bisschen Angst zu machen.

Ein höhnisches Lachen, dann legte er auf.

Ich trat aus dem Nebel heraus. Einen kurzen Moment lang blieb ich stehen, atmete tief ein und versuchte mich zu beruhigen. Dann erinnerte ich mich daran, dass ich mit Alexandra in der Bibliothek verabredet war und lief weiter. Die Rheinstraße entlang, über den Luisenplatz bis zum Marktplatz. Dort fing ich an zu rennen. Solange, bis ich keine Luft mehr bekam, mir alles wehtat, mir so schlecht war, dass ich nicht mehr an das Telefonat denken musste.



Als ich beim Samstagseingang der Stadtbibliothek ankam, blieb ich völlig außer Atem stehen. Keuchend stütze ich die Arme in die Seite. Wieder warf ich einen Blick auf meine Armbanduhr, die mittlerweile nicht mehr beschlagen war. Ich hatte noch zwei Minuten. Eine davon verbrachte ich noch vor der Bibliothek. Ich setzte mich auf eine der Bänke und starrte in die Gegend.

Plötzlich sah ich alles wieder klar. Ich starrte auf das Handy in meiner Hand.

Es war Ben gewesen, ein alter Freund von mir. Als ich noch in Frankfurt gelebt hatte, war er einer meiner besten Freunde gewesen. Wir hatten viel gemeinsam unternommen, lauter dumme Sachen gemacht. Wir hatten jede Menge Spaß gehabt und die Regeln der Erwachsenen waren uns egal gewesen.

Dass ich mich immer mehr mit meinen Eltern zerstritt und irgendwann kaum noch nach Hause kam, war mir auch egal gewesen. So ging es den meisten meiner Freunde ja auch. Meinen Eltern aber war es nicht egal gewesen. Als ich einmal drei Tage hintereinander nicht zu Hause aufgetaucht war und währenddessen mit meinen Freunden ins Freibad eingebrochen war, hatten sie genug. Sie meldeten mich auf einem Internat an. Auf der Marienhöhe in Darmstadt. Es war zwar nicht allzu weit weg von Frankfurt, aber trotzdem eine ganz neue Umgebung.

Vor meinen Freunden tat ich zwar so, als ob ich auf keinen Fall da hin wollte. Aber im Grunde sah ich darin eine Chance. Insgeheim hatte ich mir schon öfters gewünscht, anders zu sein. Ich hatte meine Leidenschaft für das Dichten entdeckt, was ich gegenüber meinen Freunden natürlich nie erwähnt hatte. Irgendwie es mir gefallen, gut in der Schule sein, mich zu engagieren, so wie der Rest meiner Familie. Aber irgendwie machte es mir auch Spaß, mich gegen meine Eltern aufzulehnen. Sie hatten immer gedacht, sie könnten über mich bestimmen und das hatte mich genervt.

Hier im Internat hatte ich mir von Anfang an eine neue Identität zugelegt. Sowohl äußerlich als auch innerlich: Aus meinen Jogginghosen wurden enge Jeans, ab und zu auch Röcke. Aus meinen weiten Kapuzenjacken, die ich in fast allen Farben besaß, wurden Strickjacken und einfarbige Hemden und ein beiger Mantel. Das Piercing neben meinem rechten Auge nahm ich heraus, nur meine Ohringe behielt ich. Meine Haare ließ ich mir wachsen, mittlerweile waren sie schon kinnlang. Das rausgewachsene Blond überfärbte ich. Ich begann, mich leicht zu schminken und trug oft Stiefel statt Turnschuhen.

Mir war es auch nicht mehr egal, dass ich schlechte Noten hatte. Im Gegenteil: Ich lernte viel und strengte mich an. Innerhalb von zwei Monaten hatte sich mein Schnitt um mehr als drei Punkte gebessert.

Ich war nicht mehr rebellisch, ich war brav. Ich hielt mich (größtenteils) an Regeln, es sei denn, meine neuen Freunde brachen sie auch.



Meine neuen Freunde spiegelten mein neues Leben übrigens perfekt wider. Alexandra, meine Zimmergenossin: Jahrgangsbeste und Lehrerliebling, Liv, die überaus Engagierte und vielseitig Begabte, Erik, der Superschlaue, der beim letzten Bundeswettbewerb von *Jugend forscht* einen Preis bekommen hatte. So wollte ich jetzt auch sein.

Bei meinen alten Freunden hatte ich mich seitdem kaum noch gemeldet. In den letzten drei Monaten gar nicht mehr, um ehrlich zu sein. Ich hatte einfach nicht gewusst, was ich ihnen hätte erzählen sollen.

Und jetzt hatte Ben angerufen! Er hatte, wie auch immer, herausgefunden, wie sehr ich mich verändert hatte. Und er wusste auch genau, dass im Internat niemand wusste, wie ich vorher gewesen war.

Ich starrte auf das Handy in meiner Hand. Wenn ich nicht aus dem Internat ausbrach und zurückkam, würde Ben mich auffliegen lassen.

*

Wenn ich nicht aus dem Internat ausbrach und zurückkam, würde Ben mich auffliegen lassen, tippte Fynn und sah vom Laptop hoch. Seit zwei Stunden saß er am Laptop und versuchte krampfhaft, irgendetwas halbwegs Spannendes zusammenzuschreiben. Aber das hier war nichts. Die Idee war dumm. Einfach dumm. Und un kreativ. Völlig un kreativ.

Das schaffe ich nie, stellte er resigniert fest und klappte den Laptop zu. Lehnte sich zurück und starrte sein mittlerweile drittes, halbleeres Weinglas an.

Fröstelnd schlang er die Arme um seinen nackten Körper. Seine Fingerspitzen waren eiskalt. Das Fenster schließen wollte er trotzdem nicht. Er brauchte die frische Luft, einen klaren Kopf. Im Zimmer hing außerdem der Geruch alter, vertrockneter Farbe. Er war unerträglich. Entsorgen konnte er die Farbe nicht, er brauchte sie noch für sein nächstes Bild. Und neue Farben konnte er sich nicht leisten.

Er vergrub sein Gesicht in den Händen und wollte es am liebsten dort lassen. Langsam wusste er wirklich nicht mehr, was er schreiben sollte. Das, was er geschrieben hatte, gefiel ihm nicht. Aber etwas Besseres fiel ihm auch nicht ein. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er eine Schreibblockade. Eine *richtige* Schreibblockade.

Schon immer hatte dieses Wort eine beunruhigende Bedeutung gehabt. Aber in den letzten Tagen hatte er sie zum ersten Mal zu spüren bekommen.

Frustriert nahm er einen Schluck Wein.



Er versuchte, sich wieder voll und ganz auf den Romananfang zu konzentrieren, der bislang nicht einmal eine DIN-A4-Seite ausfüllte. Doch das klappte nicht. So angestrengt er auch auf die halbvolle Seite in seinem Laptop starrte, es kamen einfach keine Ideen. Enttäuscht lehnte er sich auf seinen Stuhl zurück und sah sich in seinem kleinen Zimmer um, um auf andere Gedanken zu kommen.

Viel zu sehen gab es eigentlich nicht. Auf der einen Seite stand ein mittelgroßes, selbstgezimmeres Regal, in dem sich Bücher, Pinsel und andere Malutensilien stapelten. Der Kleiderschrank daneben sah genauso unordentlich aus. Er blickte auf die gegenüberliegende Seite, in der er sich eine gemütliche Ecke eingerichtet hatte. Ein roter Teppich, eine alte Ledercouch, die jedes Mal quietschte, wenn man sich setzte und bunte Sitzkissen.

Plötzlich hörte er das Rufen von Kindern. Er schaute zum Fenster. Als er sich gerade erheben wollte, um zum Fenster zu gehen, stöhnte er laut auf. Seine Leber. Ich sollte wirklich weniger Alkohol trinken, dachte er zum tausendsten Mal, der macht die Sache auch nicht besser. Doch er würde diesen Vorsatz sowieso nicht einhalten. Er stand auf, das Ziehen war weg.

Er ging zum Fenster und lehnte sich heraus, darauf bedacht, dass man ihn nicht ganz sehen konnte. Schließlich hatte er nichts an.

Er beobachtete kurz die Kinder, dann warf er einen Blick über die schneebedeckten Dächer der Stadt. Eines musste er seiner Wohnung lassen: Von hier oben aus hatte man wirklich einen tollen Ausblick. Er schaute, obwohl ihm mittlerweile vor Kälte alle Härchen zu Berge standen. Aber vielleicht brauchte er das das. Den Schmerz. Die Kälte. Vielleicht würde ihm so endlich die passende Idee kommen ...

Eine Windböe wehte ihm den Duft frischer Plätzchen in die Nase und brachte ihn gleichzeitig zum Zittern. Irgendwo hörte er ein Bellen. Er sah sich suchend um. Sein Blick schweifte über den Marktplatz voller Menschen und dann entdeckte er den Hund, einen Husky, der perfekt in die schneebedeckte Umgebung passte und gerade einem anderen Hund begegnete. Beide Herrchen versuchten mit aller Kraft, ihre Vierbeiner in entgegengesetzte Richtungen zu zerren. Fynn schaute weiter über den Marktplatz und auf einmal schreckte er unwillkürlich zusammen. Da war er: Der Postbote! Zielsicher strebte er in Fynns Richtung!

Schnell schloss Fynn das Fenster und setzte sich wieder an seinen Tisch. Auch, wenn er wusste, dass der Postbote gleich an der Tür klingeln würde, wollte er sich nichts anziehen. Wieso auch? Er würde sowieso nicht aufmachen.

Es klingelte. Einmal. Zweimal.

Nervös knetete er sich die Hände und wartete. Ein paar Sekunden später hörte er, wie der Türsummer ertönte und sich jemand seiner Wohnungstür näherte.



Großartig, einer der Nachbarn hatte dem Postboten geöffnet! Dann klingelte es wieder.

Fynn blieb sitzen und traute sich nicht einmal, sich zu bewegen, obwohl er sich albern vorkam. Seit drei Wochen bekam Fynn jeden Dienstag diese lächerlichen und gleichzeitig beunruhigenden Briefe. Er hatte genug davon! Er wollte nicht mehr!

Es klingelte noch einmal, dann entfernten sich die Schritte. Langsam stand er auf und ignorierte den ziehenden Schmerz in seiner Leber.

Anstatt normal zu laufen, *schlich* er zur Wohnungstür. Der Holzdielenboden knarzte. Hoffentlich zog er sich nicht wieder einen Splitter ein.

Vorsichtig spähte er durch den Türspion und beobachtete, wie Emma Moller, die nette junge Dame von nebenan, ihre Wohnungstür öffnete und dem Postboten ein Päckchen und einen Brief abnahm. Sie nickte und lächelte, so wie immer.

Sie war es, die Fynn zu seiner Geschichte inspiriert hatte. Als sie einmal zusammen Kaffee trinken waren, hatte sie ihm von ihrer Jugend im Internat erzählt.

Die beiden hatten sich von Anfang an verstanden. Nicht nur, weil Emma Literatur studierte. Es gab Menschen, die fand Fynn irgendwie interessant, irgendwie außergewöhnlich. Emma, mit ihren langen dunkelblonden Haaren, ihrer großen, schwarz umrandeten Brille und ihren Vintage-Klamotten gehörte zu dieser Sorte. Er mochte es, mit außergewöhnlichen Menschen zu tun zu haben. Auch, weil er sich selbst für außergewöhnlich hielt, oder es zumindest gerne wäre.

Auch, wenn sie nicht wegen schlechten Benehmens auf das Internat geschickt worden war und obwohl sie seiner Hauptfigur überhaupt nicht ähnelte, war sie ein wichtiger Teil seiner Geschichte. Immer wieder baute er ihre Charakterzüge in verschiedene Figuren ein. Und jedes Mal, wenn er sie traf, bekam er neue Ideen.

Allerdings hatte er sie seit zwei Wochen nicht mehr gesehen. Erst war sie bei ihrer Familie in der Schweiz, dann hatte sie zu viel zu tun.

Er beobachtete, wie Emma Päckchen Brief ansah, sich durch ihre Haare fuhr, so wie sie es ständig tat, und einen verstohlenen Blick in seine Richtung warf.

Dann verabschiedete der Postbote sich und eilte die Treppe herunter.

Fynn drehte sich um und lehnte sich an die Tür. Spätestens morgen würde Emma bei ihm klingeln und ihm sein Päckchen bringen, da war er sich sicher. Als er wieder Schritte hörte, drehte er sich um. Er sah, wie Emma das Päckchen und den Brief direkt vor seiner Tür ablegte, mit eindringlichem Blick zum



Türspion, also genau zu ihm, sah und dann in ihre Wohnung ging. Gut, spätestens heute.

Fynn ließ sich an der Tür hinuntergleiten. Und stand gleich wieder auf. Es brachte ja doch nichts. Er öffnete die Tür und griff nach dem Paket und nach dem weißen Umschlag. Er warf beides ungeöffnet in die nächste Ecke.

Dann widmete er sich wieder seiner Geschichte. Er setzte sich an den Schreibtisch und tippte einfach drauflos: *Die Stadtbibliothek war so gut wie leer.*

*

Die Stadtbibliothek war so gut wie leer. Auf dem Weg zu unserem Stamplatz, den Holztischen bei der Kunstabteilung, begegneten mir genau drei Leute. Na ja, dann konnte man sich wenigstens konzentrieren. Genau deshalb hatten wir uns ja auch schon um halb neun getroffen.

„Na, wie geht's?“, fragte Alexandra, freundlich wie immer.

„Super!“, antwortete ich mit einem aufgesetzten Lächeln, das sie mir hoffentlich abnahm. Ich holte mir einen Stuhl vom Nebentisch und setzte mich.

Alexandra hatte ihr Mathebuch bereits auf dem Tisch liegen. Sie setzte ihre große Brille mit den dicken schwarzen Rändern auf, die sie noch schlauer aussehen ließ.

„Fangen wir am besten mit ein paar Aufgaben zu den Rotationskörpern an“, schlug sie vor.

Ich war wirklich viel besser als früher. Vor ein paar Monaten hätte ich mich nicht einmal freiwillig in eine Bibliothek gesetzt. Bei dieser Vorstellung musste ich fast lächeln, hätte sie mich nicht an Bens Anruf erinnert.

Nein! Daran wollte ich jetzt nicht denken. Ich setzte mich gerade hin – auch etwas, das ich erst seit ein paar Monaten tat –, verdrängte jeden Gedanken an das morgendliche Telefonat und versuchte, mich auf die Aufgaben im Buch zu konzentrieren.

Was mir auch ziemlich gut gelang. Ich konnte beinahe jede Aufgabe problemlos lösen und nur ganz selten musste ich Alexandra um Hilfe bitten. Einmal hatte *ich* sogar *ihr* geholfen.

Nach einer Stunde bekam ich allerdings langsam Kopfschmerzen. Ich lehnte mich im Stuhl zurück und vergrub den Kopf in den Händen.

„Was ist?“, fragte Alexandra, die immer noch fleißig Aufgaben löste.

„Nichts, nichts.“ Mein aufgesetztes Lächeln war zurück.



„Na gut.“, sagte sie und wandte sich wieder ihren Aufgaben zu. Entweder sie kennt mich noch nicht gut genug oder sie ist generell nicht besonders empathisch, dachte ich.

Ich starrte aus dem Fenster, und unwillkürlich musste ich wieder an das Telefonat denken. Was sollte ich jetzt tun? Vielleicht konnte ich meinen Eltern Bescheid sagen? Nein, ich wollte ihnen nicht das Gefühl geben, sie zu brauchen. Auch, wenn unser Verhältnis sich in letzter Zeit gebessert hatte.

Vielleicht sollte ich einfach mit Ben reden? Und mit den anderen. Ich fragte mich, ob sie auch dahintersteckten. Aber Ben war niemand, der mit sich reden ließ.

Seit meine Haare lang genug dafür waren, wickelte ich mir ständig eine Haarsträhne um den Finger. Besonders beim Nachdenken. Dabei beobachtete dabei Alexandra, wie sie über ihr Matheheft gebeugt saß, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt. Ich fragte mich, wie sie reagieren würde, wenn sie erfuhr, wie ich vor ein paar Monaten noch gewesen war. Ich wollte es mir gar nicht ausmalen.

*

Ich wollte es mir gar nicht ausmalen. Das war der letzte Satz, den er eingetippt hatte.

Das war jetzt ungefähr zehn Minuten her. Das Fenster war wieder geöffnet. Wieder brauchte er frische Luft.

Nachdenklich drehte er den kleinen Zettel in seiner Hand hin und her. Las die Sätze durch, die darauf standen. Dachte nach. Las die Sätze erneut. Dachte wieder nach. Und kam zu keinem Ergebnis. Noch ein drittes Mal las er das Gesicht Zeile für Zeile.

Schwäne fieren nicht

Wieder was dazugelernt, dachte er sich. Mehr sagte ihm der Satz nicht.

Das haben sie uns voraus

In der Tat. Auch Fynn hätte sich gewünscht, nicht so kälteempfindlich zu sein. Doch mehr konnte er auch mit diesem Satz nicht anfangen.

Mein Hintern ist kalt

Aha. Das traf zumindest auf ihn zu. Aber woher sollte der Absender das bitte wissen?

Zum zweiten Mal in dieser Woche lehnte er sich frustriert in den Stuhl zurück und sah sich in seiner Wohnung um. Er betrachtete das Päckchen, das er vor wenigen Minuten geöffnet hatte. Überraschenderweise hatte er nicht das



vorgefunden, was er erwartet hatte. Stattdessen waren einen Schlüssel, eine Karte und dieses seltsame Gedicht darin gewesen.

Der Umschlag lag ungeöffnet da. Er brauchte ihn gar nicht zu öffnen. Es musste der wöchentliche Fanbrief seines Stalkers sein. Wahrscheinlich beinhaltete der Brief wieder jede Menge Komplimente, die auf den ersten Blick sehr nett erscheinen würden. Außerdem waren bestimmt wieder seltsame Andeutungen dabei, die Fynn zeigten, dass der Verfasser des Briefes mehr über ihn wusste, als ihm lieb war.

Nie hätte er gedacht, dass ihm als Schriftsteller so etwas einmal passieren würde. Er wickelte das Zettelchen um seinen Zeigefinger während er überlegte, wer ihm diesen dummen Streich gespielt haben könnte. Seine Schwester vielleicht. Die hatte ja offensichtlich ihren Spaß daran, ihn reinzulegen und das schon seit ihrer Kindheit. Aber so viel Mühe wäre ihr das bestimmt nicht wert. Einer seiner außergewöhnlichen, aber auch seltsamen Freunde? Aber so etwas war sogar für sie zu dumm.

Als nächstes griff Fynn nach dem alten Papierbogen, der an eine Schatzkarte erinnerte. Er rollte sie auf. Ja, das sah tatsächlich nach einer Schatzkarte aus. Für so etwas bin ich eigentlich ein bisschen zu alt, dachte er.

Eine Zeichnung von einem Haus. Davor ein Brunnen. Das musste das Mehrfamilienhaus sein, in dem er wohnte. Von dem gezeichneten Haus ging ein Pfeil aus, der auf ein Quadrat zeigte. In diesem Quadrat befanden sich viele Punkte. Zwei Punkte, die ganz nah beieinander lagen, waren miteinander verbunden.

Fynn runzelte die Stirn. Was sollte das bedeuten?

Er wusste es nicht. Und er hatte auch keine Lust mehr, sich Gedanken zu machen, und legte die Karte beiseite.

Eine halbe Stunde später saß Fynn wieder an seinem Laptop. Das Paket hatte ihn kurzzeitig von seiner Schreibblockade abgelenkt. Er hatte irgendwie das Gefühl gehabt, wieder schreiben zu können.

Zumindest hatte er es gehofft.

Er stützte den Kopf in seine linke Hand und starrte den Bildschirm nachdenklich an. Er war nackt, wie immer, wenn er schrieb. So konnte er sich einfach besser konzentrieren.

Dann begann er:

Herbst

Wenn der Nebel dich umschließt ...



*

Ich wickelte mir wieder eine Strähne um den Finger. Enttäuscht und ideenlos ließ ich meinen Notizblock sinken. Gedichte schreiben half mir normalerweise. Zum Ablenken, zum Abreagieren, zum Ideen sammeln. Aber heute ging nichts.

Ich ließ den kleinen Block, den ich vor ein paar Jahren geschenkt bekommen hatte, auf dem Tisch liegen. Meine Leidenschaft fürs Schreiben hatte ich erst vor ein paar Monaten entdeckt. Kurz darauf hatte ich den alten Notizblock, den ich vorher nie benutzt hatte, aus dem Schrank gekramt.

Ich stand auf und achtete darauf, mir nicht den Kopf an Alexandras unterer Bettkante zu stoßen. Ich ging in unserem kleinen Zweierzimmer umher. Nachdem wir aus der Bibliothek zurückgekommen waren, musste sie sofort zur Nachhilfestunde. Sie gab einem Jungen aus der sechsten Klasse Nachhilfe in Mathe. Gegenüber dem Hochbett stand ein Bücherregal. Ich nahm mir ein Buch heraus, schlug die erste Seite auf und klappte das Buch wieder zu. Nach Lesen war mir auch nicht zumute.

Das Einzige, was es neben dem Bett und dem Bücherregal noch an Möbeln gab, war ein Kleiderschrank und ein Holzschreibtisch, an dem Alexandra ihre Hausaufgaben machte. Ich selbst legte mich meist einfach aufs Bett und erledigte die Hausaufgaben dort. So fand ich es gemütlicher. Zu Hause hatte ich das auch immer so gemacht, wenn ich überhaupt mal Hausaufgaben gemacht hatte.

Die Wände unseres Zimmers waren weiß gestrichen, so wie alle anderen Zimmerwände auch. Den Schülern wurde die Möglichkeit gelassen, ihr Zimmer selbst zu dekorieren.

Das hatten wir schon ansatzweise erledigt: Ein paar Bilder, Poster und Fotos hingen an jeder Wand. Außerdem hatte jede von uns ein Bild ihrer Familie auf den Schreibtisch gestellt.

Ich betrachtete das Bild, das wir kurz vor meiner Abfahrt aufgenommen hatten. Ich sah schon aus wie jetzt, nur meine Haare waren noch sehr kurz. Ich lächelte in die Kamera. Ob ich tatsächlich glücklich war oder mein Lächeln wieder nur aufgesetzt hatte, wusste ich nicht mehr. Ich wusste nur, dass ich auf diesem Bild optisch schon viel besser zum Rest meiner Familie passte als früher.

Mein Vater war Arzt, meine Mutter Lehrerin. Meine beiden Geschwister, Luisa und Erik, Musterschüler. Ich saß neben den beiden. Meine Mutter stand hinter mir und hatte mir eine Hand auf die Schulter gelegt. Sie hatten vielleicht wirklich immer nur das Beste für mich gewollt.

Und mittlerweile wollte ich dasselbe. Ich durfte mir das nicht kaputtmachen lassen. Und genau deshalb musste ich mit Ben reden. Ich warf einen Blick auf



die Uhr. Alexandra würde noch mindestens eine Stunde lang Nachhilfe geben. Also nahm ich mein Handy und wählte Bens Nummer.

*

Also nahm ich mein Handy und wählte Bens Nummer, tippte Fynn schnell ein.

Zufrieden mit sich selbst lehnte er sich wieder zurück und betrachtete den Laptop. Er hatte doch noch eine ganz passable Idee gefunden. Aus der Geschichte könnte vielleicht noch etwas werden.

Aber für heute hatte er genug geschrieben. Morgen würde er weitermachen.

Sein Blick fiel wieder auf die Post, die er heute bekommen hatte. Noch immer beschäftigte ihn der Inhalt des Pakets. Ein Schlüssel ... Ein Gedicht mit Schwänen ... eine Karte ... Nein, er hatte keine Idee, was das bedeuten sollte.

Er nahm noch einmal die Karte in die Hand und betrachtete sie. Dann nahm er den Schlüssel und die Karte. Stand auf und ging zu seinem Kleiderschrank. Zog sich an und ging zur Wohnungstür. Öffnete sie und trat in den Flur. Ging zu Emmas Tür und schloss sie mit dem Schlüssel in seiner Hand auf. Er hatte tatsächlich gepasst!

Fynn betrat Emmas Wohnung. Er war schon einige Male hier gewesen. Der vertraute Geruch von Vanille und Flieder kam ihm sofort entgegen.

Er warf einen Blick auf die Schatzkarte und ging den kleinen Flur entlang in der Mitte von Emmas entlang.

Die Wohnung war dunkel. Emma war offensichtlich nicht da.

„Hallo?“, fragte er dennoch. Um sicherzugehen.

Niemand antwortete. Dann hätte er sich auch nichts anziehen müssen, dachte er.

Fynn folgte weiter der Karte, die ihn in Emmas Wohnzimmer führte. Er sah sich um. Es war alles so wie immer. Gemütlich. Bunte Sitzkissen lagen auf dem Boden verteilt, so wie bei ihm. Dazwischen jede Menge Papier. Einen Flachbildfernseher hatte Emma auch. Und eine Fotowand.

Doch Fynn folgte weiter der Karte. Er lief geradewegs auf eine Tür zu, die ihm vorher nie aufgefallen war. Die Tür war schwarz gestrichen und wurde normalerweise von einem gelben Vorhang verdeckt, der so gut in die verrückt-gemütliche Wohnung passte, dass er sich nie nach dem Zweck des Vorhangs gefragt hatte.

Er drückte die schwere Türklinke herunter und betrat den einzigen Raum der Wohnung, den er noch nie zuvor gesehen hatte.



Der Raum roch anders als die restliche Wohnung. Er roch alt. Und irgendwie kühl. Er war noch dunkler als die restliche Wohnung, denn das einzige Fenster war mit Zeitungspapier verklebt und die Wände waren genauso schwarz wie die Tür.

In einer Ecke standen mehrere Kartons. An der Wand stand ein Schrank. Und an den Wänden hingen Fotos. Fynn ging zu einem der Fotos und betrachtete es. Er kniff die Augen leicht zusammen. Bei dem schwachen Licht war es schwierig, etwas zu erkennen.

Als seine Augen sich an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, sah er schließlich ein kleines Mädchen auf dem Bild, etwa sechs Jahre alt. Es stand vor einer weißen Wand und hatte eine riesige Schultüte in der Hand. Das Mädchen hatte kurze, dunkelblonde Haare und trug eine große Brille. Emma.

Er ging weiter und sah sich das nächste Bild an. Es war dasselbe Mädchen, nur etwas älter. Ihre Haare waren etwa schulterlang, aber sie trug die gleiche Brille. Ihre Klamotten sahen schrecklich aus, selbst für die damalige Zeit. So streberhaft und langweilig.

Fynn starrte das Bild mit großen Augen an. Er kannte dieses Mädchen. Und zwar nicht nur von jetzt. Er kannte sie auch aus seiner Grundschulzeit! Emilia Langenfeld-Schwan. Die langweilige, schüchterne Streberin, die die dritte Klasse übersprungen hatte und in seine Klasse gekommen war.

Er klatschte sich gegen die Stirn. Warum hatte er sie nicht erkannt? Sie sah mittlerweile so anders aus ...

Noch eine Frage kam ihm in den Sinn: Hatte sie ihn erkannt?

Hoffentlich nicht! Sie würde ihn hassen. Damals hatte er sie das ganze Jahr über geärgert. Wegen ihres Nachnamens. Und wegen ihrer Streberei. Er hatte sie ausgelacht. Und fast die ganze Klasse hatte mitgemacht. Emilia hatte das alles übers ich ergehen lassen, ohne etwas zu sagen.

Irgendwann hatte er auch noch herausgefunden, dass sie Geschichten schrieb. Für Fynn war das der nächste Grund, sich über sie lustig zu machen. Die ganzen Erinnerungen stiegen in ihm hoch: Einmal hatte er ein Gedicht von ihr gefunden und es der ganzen Klasse vorgelesen. Dann hat er gesagt, sie würde nie gut schreiben. Selbst er könnte besser schreiben.

Einige Jahre später hatte er tatsächlich seine Leidenschaft für das Schreiben entdeckt. Was für eine Ironie!

Das Ganze musste dreizehn Jahre her sein. Er hatte sich nie dafür entschuldigt. Natürlich hatte ihm sein Verhalten irgendwann leidgetan, aber er hatte Emma, also Emilia, nie wieder gesehen.

Bis jetzt. Fynn überlegte, wie er ihr ab heute begegnen sollte. Er könnte einfach nichts sagen und hoffen, dass Emma ihn nicht erkannt hat.



Er könnte sie auch darauf ansprechen und sich aufrichtig bei ihr entschuldigen. Auch, wenn das Ganze schon über dreizehn Jahre her war und sie ihm, so wie er sie kannte, bestimmt nicht mehr böse sein würde.

Fynn verließ das Zimmer, schloss die Tür und setzte sich auf eines der Sitzkissen, da es kein Sofa gab.

Wer hatte ihn überhaupt hierher geführt? Emma? Aber warum sollte sie die Geschichte auf diese Weise wieder aufrollen? Sie hätte auch einfach zu ihm kommen können.

Fynn vergrub das Gesicht in den Händen. Das alles war ihm doch ein bisschen zu heftig.

Von unten hörte er die Haustür zufallen. Aus lauter Panik, dass Emma ihn gleich hier entdecken würde, stürzte er aus ihrer Wohnung, nicht ohne die Tür abzuschließen.

Seine eigene Wohnungstür hatte in seinem Eifer über die Bedeutung der Schatzkarte einfach offen gelassen.

Er trat ein und zog seine Jacke aus, als sein Blick auf den Schreibtisch fiel. Er hatte den Brief nicht auf den Tisch gelegt. Aber dort lag er.

Fynn nahm den Brief vorsichtig und öffnete ihn.

Getippt. DINA-4. Schriftart Calibri. Schriftgröße zwölf. So wie immer. Trotzdem las er sich den Brief durch:

Lieber Fynn,

So hatte bisher jeder Brief begonnen.

Du erwartest jetzt bestimmt wieder ein paar äußerst nette Komplimente und ein paar Details aus deinem Privatleben, die eigentlich niemand kennen sollte. So wie du sie in den letzten Wochen immer bekommen hast. Es tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen, aber heute bekommst du etwas anderes. Ich habe nämlich eine Überraschung für dich! Aber falls es dich berubigt: Ich bin immer noch ein und dieselbe Person. Und ich finde deine Geschichten immer noch genauso toll wie in den letzten Wochen. Besonders der Roman, an dem du momentan arbeitest. Woher ich das weiß? Du hast mich einige Male in deine Wohnung gelassen. Und deshalb weiß ich auch, dass dein Hintern gerade so kalt ist. Ganz im Gegensatz zu Schwänen. So wie ich.

Na, erkennst du mich? Falls nicht, wird die Karte, die du bekommen hast, dir den entscheidenden Hinweis zeigen, den sogar du verstehen wirst.

Jedenfalls gefällt mir dein Text so gut, dass ich ihn mir einfach mal, sagen wir, ausgeliehen habe. Ich selbst werde ja nie so gut schreiben wie du, richtig?

Ich weiß nicht, wann du diesen Brief aufgemacht hast. Eventuell hast du zu große Angst vor deinem „Stalker“, als dass du ihn gleich öffnest.



Jedenfalls: Während du diesen Brief liest, werde ich deinen/meinen Text an mehrere Verlage geschickt haben. Ich werde ihn selbstverständlich weiterschreiben.

Liebe Grüße

Emma

Er starrte einfach weiter den Brief an. Das durfte nicht wahr sein! Das konnte doch, verdammt noch mal, nicht wahr sein! Er hätte fast schon über sich selbst lachen können, wäre die Situation nicht so ernst.

Aus lauter Frust und Wut knüllte er den Zettel zusammen und warf ihn gegen die Wand. Den Papierkorb hätte er sowieso nie getroffen.

Auf seinem Schreibtisch lag noch ein Zettel:

Den Text habe ich übrigens von deiner Festplatte gelöscht, nur zur Sicherheit.

PS: Da hast nirgendwo eine Kopie, so wie immer.